Rede auf Rainer Brambach

Hinterher erst, als ich zugesagt hatte, die Einführung für diesen Abend zu übernehmen, wurde mir bewußt, wie riskant die Aufgabe war, über Rainer Brambach zu sprechen, hier in Basel, wo er die längste Zeit seines Lebens verbracht hatte. Wo Menschen mir zuhören werden, die ihm näher standen als ich, Frauen und Freunde, Kollegen, die seine Arbeitstage und Feierabende mit ihm verbracht hatten. Wir dagegen kannten uns, vereinfacht gesagt, nur in außergewöhnlichen, gehobenen Stunden unserer gegenseitigen Besuche: Er bei mir im Dorf Oftersheim, in Mannheim und Köln, ich bei ihm in Basel. Die Literatur hatte uns zusammengeführt. Freundschaft verband uns genau neunundzwanzig Jahre lang. Ich erinnere mich an seinen letzten Besuch im März dieses Jahres. Ich sah besorgt die physische Gefährdung, und wie er sie überspielte in langen Schweigepausen. Ich wollte und konnte jedoch nicht ahnen: nur *ein* Sommer war ihm noch vergönnt. Es gab kein Wiedersehen mehr, wie wir es in den letzten Karten im Juli beschworen.
Ein Freund, auf den ich bauen konnte. Ein Mann und Mensch, der sein selbstgewähltes Leben führte. Der weniger steif war als ich, und dem es Freude machte, wenn ich seine Frauen und Freunde akzeptierte und mich wohlfühlte in seiner Welt. Er hat bewirkt, daß mir die Schweiz, ihre Dichter und ihre Literatur, näher kamen als die anderer Länder. In Witzen, Bonmots, Frozzeleien hat er wieder und wieder unsere badisch-alemannische Verwandtschaft bekundet, und ich hörte es gern.
Als Herausgeber, Juror und Redakteur zählte ich zu denen, die seine Gedichte und seinen Ruf verbreiten halfen. Wir haben Briefe miteinander gewechselt. Ich habe sie – mich vorzubereiten auf diesen Auftritt – wiedergelesen und gesehen, wie eindringlich sie unsere Verbindung bezeugen, aber auch die Zeit, die darin aufscheint, erst recht die Menschen, die ihm und mir wichtig waren. Briefe in seiner schönen, runden, kräftigen Handschrift oder in sorgfältig getippten Zeilen der Schreibmaschine aus der Sevogelstraße, aus der St.-Alban-Vorstadt, aus der Malzgasse; Karten aus Italien, Frankreich, England. Briefe, die von seiner Arbeit im Gartenbau berichten, von Reisen und Leseabenden, und meist von seinen Gedichten. Dass einer – ein Brief vom 3. Oktober 1962 – schon eine so ernsthafte Mitteilung enthielt, hat mich überrascht. Er schrieb:

Ich habe allerhand Sorgen; ich verstehe nicht, ein bürgerliches Leben zu führen. Ich gehe nächste Woche auf den Gartenbau. Im Grunde bin ich für Disziplin. Hurra!

Briefe, wie Briefe sein sollen. spontan, launisch, direkt. So wie der junge Lessing seiner Schwester geraten hat:

schreibe so, wie Du sprichst!

Über eine Fahrt von Köln nach Basel, im Auto, mit seinem Freund und ersten Lektor Max Schmid, lese ich in einem Brief von 1961:

Ich sang die Kilometer beiseite. Ach ja, der Oberrhein bzw. das Badische, bzw. das Hebelsche, bzw. das Markgräflerische, bzw. das Burgundische, gekoppelt mit dem Baslerischen ist eben doch mein Putter-Futter- und Mutterland. Es ist mein Rhein-Stein- und Weinland. Das wollen wir nun doch einmal festhalten, obwohl dieser Jakob, vielbeklatscht über die Geleise gegangen ist.

Vom Schreiben ist in den Briefen die Rede; von Belegexemplaren, Honoraren, die er nötig brauchte. Er schrieb:

Ich warte auf das Akzente-*Heft, auf das Honorar, auf die Mitteilung, bei wem Guillevic erscheinen wird, bei* Luchter- *oder* Hanserhand*, – Pommerland ist abgebrannt.*

Ja, er liebte die Nonsenses, die Sprach- und Wortspiele, vor allem auch, um dem Pathos auszuweichen. So klang dann, wenn er mir besonders gut gesonnen war, ein Briefschluß im Herbst:

Mehr will ich nicht wollen, kann ich nicht wollen, soll ich nicht wollen, aber bald kommt der Winter, Büebli, ah, da gehen wir alle in Wollen. Sei mir weiterhin wohlwollen!

Oft war dem Brief ein Gedicht – ein neues, eben abgeschlossenes – vorangestellt. Ein Brief vom 19. Oktober handelt von der „Plage", Prosa zu schreiben:

… es sind nun sieben Geschichten beisammen, die nächstes Jahr in einem Band gesammelt herauskommen sollen. Was habe ich mich eben, nach allen Sorgen, an denen auch du beteiligt bist, geplagt, und plage mich weiter. Aber bis jetzt sind die Geschichten allesamt gut. Ziemlich kurz, aber gut. Mohler sagt es und Weber auch.

Ja, er rief gern Zeugen auf, wenn er nicht ganz sicher war, und selbstverständlich wollte er damit mich als dritten Zeugen hinzugewinnen.
Viel mehr Briefe würde ich gern zitieren, weil sie ihn ebenso charakterisieren wie seine Gedichte oder Prosa, und weil auch sie einen persönlichen und literarischen Wert haben – was sicher von ihm auch halbbewußt mitbeabsichtigt war. Weil seine Briefe ihn so festhalten, wie er gesprochen hat, wenn er mit den Menschen, die er gern hatte, beisammen war, in den Kneipen oder zuhause.
Einen Brief lassen Sie mich noch zitieren; seinen letzten an mich, vom 12. Juli 1983. Er war auf eine blumenumrankte Serviette aus der *Taverne Valaisanne* geschrieben. Zustimmend erwähnte er seinen Besuch in Köln und fuhr fort:

Nicht nur hellhörig, nein, auch hellherzig sollten wir uns, bevor das Jahr in die Binsen geht, doch noch sehen. Vielleicht im Herbst, nach der Krönung der Bühler Zwetschgenkönigin. Immer herzlich, Dein alter Rainer.

Ich wurde – wie ich es in meinem Nachwort zum Sammelband *Wirf eine Münze auf* schrieb – von ihm angezogen durch seine Gedichte, die Günter Eich zu den Manuskripten gelegt hatte, die im Februar 1954 im ersten Heft der *Akzente* dann erschienen sind: „Der Findling", „Zwang mich die Einsamkeit", „In jener Zeit". Ich wollte viel mehr Gedichte von diesem jungen Autor in Basel sehen und ihnen zur Publikation verhelfen. Ich wollte ihn auch – obwohl ich in diesem Wunsch eher zurückhaltend als aufdringlich war – persönlich kennenlernen. Ich traf ihn jedoch, als ich nach Basel reiste, nicht an, doch Frau Gredel Brambach empfing mich, als wäre ich schon ein Freund, mit großer Herzlichkeit. Ich durfte in seinem Zimmer bleiben und mich darin umsehen. Ich sah seine Arbeitskleidung, seinen Tisch und darüber das Bücherbrett, auf dem nicht mehr als zwei Dutzend Bücher standen.
Ich konnte ihm 1955 zu seinem ersten Preis verhelfen: dem *Hugo-Jacobi-Preis*. Mein Mitjuror war Ferdinand Lion. In Straßburg vollzog sich beim Mittagessen im vornehmen Hotel-Restaurant *Maison Rouge* die Zeremonie dieser Preisverleihung. Pablo Jacobi, der Mäzen und Bruder des Preisstifters, der nicht mehr lebte, wünschte, dass Rainer Brambach, als man beim Dessert angekommen war, Gedichte vorlesen sollte. Er unterzog sich dieser lästigen Pflicht. Hinterher, als wir dem Hotel entkommen waren, lachten wir befreit, und später lachten wir auch über die Preissumme, die ihm übergeben worden war: 1.000 Franken! Doch wir hatten Freundschaft geschlossen. Er erinnerte sich daran, als er sein Gedicht „Brief an Hans Bender" schrieb:

… seit Straßburg neben mir unterwegs
auf dieser Erde

Es ist eines seiner geheimnisvollsten Gedichte. Roderich Feldes, ein deutscher Autor, sagte mir einmal, selten hätten ihn Gedichtzeilen so gepackt wie diese:

… ich mag Trauerweiden nicht
Was sind das für Bäume,
die zu Boden zeigen, Hans…

Was war für mich die Anziehungskraft seiner Gedichte? Wie unterschieden sie sich von den anderen, die ich las oder, als Mitherausgeber der *Akzente*, zu beurteilen hatte? Die Naturlyrik oder Naturmagie hatte Konjunktur. Loerke wurde entdeckt. Wilhelm Lehmann war ein Anführer. Eich, Huchel, Krolow, Bächler wurden bewundert. (Benn wurde ein wenig später der Anführer; und Brecht war erst als Dramatiker hoch im Kurs.) Auch Rainer Brambach war nie frei von den naturmagischen Einflüssen, doch für ihn waren Natur, Landschaft, Flora und Fauna – die andere Dichter am Schreibtisch erzeugten – seine unmittelbare Umgebung: Er lebte mitten im Stoff, der zu kneten war. Er war kein Literat, kein Germanistik-Student, kein alerter Autodidakt. Er tat, indem er Gedichte schrieb, das Natürlichste und Einfachste, wozu sein Wesen und sein Talent ihn drängten.
Die *7 Gedichte*, die 1947 als Privatdruck erschienen – er hat sie wohlweislich versteckt gehalten –, bewiesen schon seinen Drang zu schreiben, und sie hatten bereits seinen Erlebnishintergrund, jedoch noch nicht seine Sprache. Erstaunlich, wie er sie dann Anfang der fünfziger Jahre gefunden hat; nicht allein seine Sprache, auch seine Stimme, seine Handschrift, seine Form; und wie alles zusammenwirkte, dass seine Gedichte zu unverwechselbaren Rainer-Brambach-Gedichten wurden. Was so einfach, natürlich, verdichtet auf dem Blatt stand, war erarbeitet, überprüft, für gut befunden. Daher auch seine Empfindlichkeit gegenüber einer Kritik von außen, auch wenn es ein Freund war. Er hatte die Kritik, mit welcher der andere ankam, bereits selber angewandt. Deshalb wollte und konnte er nur Zustimmung erwarten.
Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie gereizt er war gegenüber dem Gerede über die Lyrik, erst recht über die hochstilisierten Gedichtinterpretationen, wie sie in den sechziger Jahren Mode wurden. Daher seine Absagen, poetologisch sich zu äußern, geforderte Auskünfte zu verfassen über die Entstehung eines Gedichts, seine Vorformen oder Korrekturen. Warum sollte er über das, was ihm so selbstverständlich war, zudem noch reden oder reflektieren? Ein Grund auch, warum er beharrlich blieb, als „das Gespräch über Bäume“ verlästert und verdammt wurde. Er wollte nicht miteinstimmen in die Thematik und Tendenz einer politisch-engagierten Literatur. Seltsamerweise hat er sich darüber – weder in Briefen noch in Gesprächen – nie geäußert. Er stellte sich dagegen blind und taub.
Der Sammelband *Wirf eine Münze auf* war das Ergebnis eines fast zwanzigjährigen Schreibens. Hinzu kam der Prosaband *Für sechs Tassen Kaffee*. Es half ihm, dass er in Max Schmid, danach in Daniel Keel Verleger fand, die ihn verstanden und seine Bücher zum ersten oder zweiten Mal herausbrachten. Allmählich – in den letzten fünf Jahren – nahm die Anerkennung außerhalb der Schweiz mehr und mehr zu. Er wurde in jede wichtige Anthologie deutschsprachiger Lyrik aufgenommen. Texte erschienen in Schulbüchern. Er wurde übersetzt, zu Lesungen eingeladen. Die Ruhe seiner Beharrlichkeit trug ihre Früchte.
In den letzten Jahren schrieb er wieder Gedichte, und wie teuer sie ihm waren und wie glücklich ihn die neue Schaffensphase machte, bezeugte er in seinen Briefen und Gesprächen. Und wir alle, die ihn kannten, schätzten, liebten, haben uns mit ihm gefreut, dass er die Herstellung seines Buches *Auch im April* noch erleben konnte. Gedichte, angeregt von den Jahreszeiten, von seiner Umwelt, seiner Tätigkeit. Nochmals sprechen sie in seinem Tonfall, wiederholen oder variieren Bilder, Vergleiche, Wortspiele, gewinnen aber auch neue hinzu.
Der Gartenbauarbeiter tritt auf:

Wir teilen die Mittagspause
blinzeln Gesundheit ins Sonnenlicht
Umlagert von einer Wucht
Granit, Kalk- und Sandstein.

Ein Frühlingstag in oberrheinischen Dörfern, ein Sommertag im Sankt-Johann Quartier in Basel, ein Wintertag in den Vogesen werden beschworen:

– und was müssen der Poilu Jean und Fritz der Landser
gefroren haben in ihren Erdlöchern

während der Gefechtspausen
damals am Hartmannsweilerkopf.

Ein Gedicht erinnert an den Vater Brambach, den Rheinländer, der 1908 schon vor Deutschland und dem, was sich da zusammenbraute, ausgerissen war – und so dem Sohn zum Vorbild wurde für seine Desertion aus Hitlers Krieg und all seiner Verbrechen.
Ein Gedicht, in der Toskana angeregt, beschreibt die Landschaft, wie er sie sah… „ein steinhartes Gedicht voll holpriger Zeilen / Geruch von Öl, braunem Wein / Dornen, Augen aus Leder." Zeilen, die Ulea gelten, Strophen, den Freunden und Frauen gewidmet. Festgefügte, heitere, melancholische Gedichte wie eh und je – und nun als Vermächtnis wiederum wie neu, bedeutungsschwer und manchmal in Gedankenstrichen endend:

Schön ist's
die Seele zu entfalten und
das kurze Leben –.

Oder die sanfte Warnung, die er sich zusprach, und die wohl anspielen sollte auf eines der berühmtesten deutschen Gedichte und dessen Schluß:

Warte, nur, balde…

Bei ihm war der Ton um einige Grade herabgeschraubt, aber er trifft uns gerade deshalb:

Abwarten, Rainer, abwarten –.

Verzeihen Sie, wenn ich mich in meiner Einführung nicht genau an das vorgedruckte Programm gehalten und nicht so, wie man es im allgemeinen erwartet, über „Leben und Werk" gesprochen habe; wenn ich mich immer wieder selber ins Spiel gebracht habe.
Rainer Brambachs Menschlichkeit, seine Lebensart, seine Natur, seine Vorlieben und Abneigungen haben sein Werk geprägt. Ja, es kann nur verstanden und gewürdigt werden, indem man ihn als Person ins Gedächtnis ruft. „… ein Dichter von eigener Statur und Stimme", wie Werner Weber ihn rühmte. Wir, seine Freunde, die so viele Erinnerungen an ihn bewahren, wollen sie nun weitergeben an jüngere Leser zukünftiger Tage.

Editorische Notiz:

Der Nachruf ist eine überarbeitete Fassung der Rede, die Hans Bender am 25.10.1983 auf Einladung der Buchhandlung *Das Narrenschiff* und des *Diogenes Verlags* zum Erscheinen des letzten Gedichtbandes von Rainer Brambach *Auch im April* in Basel gehalten hat. Erstdruck in: *Spektrum*. Internationale Vierteljahresschrift für Dichtung und Originalgraphik Zürich: 1984, Nr. 105 / Hommage an Rainer Brambach.

Hans Bender, aus Rainer Brambach: *Freunde erinnern sich meiner*, Verlag Ulrich Keicher, 2003